

Balkan und selbst in Süditalien, wo Großfamilien dort Sicherheit geben, wo der Staat versagt. Mafiös muten tatsächlich auch viele Strukturen der römischen Gesellschaft an, nur dass sie eben nicht mit dem Gewaltmonopol des Staates konkurrierten – wie die organisierte Kriminalität heute –, sondern stattdessen seine Stelle dort einnahmen, wo er keine Aufgaben für sich sah (Kapitel VIII).

Trotzdem war der Staat auch im antiken Rom hinreichend stark, dass er sich gegen Versuche zur Wehr setzte, ihn durch Korruption zu unterwandern. Schon die Republik schuf sich gesetzliche Waffen gegen Amtsmissbrauch von Magistraten, vor allem da, wo sie ihre Macht in den Provinzen schamlos nutzten, um sich zu bereichern. Der römischen Führungsschicht glückte es in der von Catilina ausgelösten Krise, die Republik gegen den Versuch eines Einzelnen zu schützen, die Macht gewaltsam an sich zu reißen. 63 v. Chr. verteidigte Cicero fast im Alleingang die Republik gegen die klandestine Verschwörung eines irrlichternden Aristokraten. 44 v. Chr. versuchten irrlichternde Aristokraten in einer klandestinen Verschwörung, die Republik den Klauen des De-facto-Monarchen Caesar wieder zu entwinden. Nichts illustriert besser die politischen Verwerfungen als die Ironie, dass die Verteidiger der Republik knapp 20 Jahre nach Ciceros Sieg über Catilina selbst in den Untergrund abtauchen mussten (Kapitel VII).

Die sich häufenden politischen Verschwörungen am Ende der Republik und in der römischen Kaiserzeit sind geradezu eine Signatur der Epoche. Sie sind Symptom des Kontrollverlusts, den die senatorische Elite im Lauf weniger Jahrzehnte durchlitt. Aus den Herren der Republik, die ihre Politik Fürsten und ganzen Völkern diktiert hatten, waren seit den Tagen des Augustus bloße Statisten geworden, aus deren Reihen die Kaiser ihr höheres Verwaltungspersonal rekrutierten. Und in der Umgebung von Herrschern wie Caligula oder Domitian zu leben, konnte lebensgefährlich sein. Ehe man es sich versah, landete man auf einer Todesliste oder erhielt von einem freundlichen Zenturio den Befehl zugestellt, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Um Kontrolle zurückzuerlangen, griffen die Opfer zum einzigen Mittel, das ihnen geblieben war: Sie schworen sich im Geheimen, schmiedeten Mordpläne und brauten Giftränke, um den Tyrannen ins Jenseits zu befördern. Oft gelang das, doch manchmal flogen die Verschwörer auch auf.

Kontrollverlust erlebten aber nicht nur die hohen Herren im Senat, sondern immer wieder auch die ganz einfachen Leute. In einer Wirklichkeit ohne wissenschaftliches Weltbild und ohne fürsorglichen Staat wussten sie sich oft nicht anders zu helfen als dadurch, dass sie ihre Zuflucht zu höheren Mächten suchten. Weil die Götter meist weit weg und unerreichbar schienen, waren die Ansprechpartner nicht selten Wesen wie Dämonen oder Totengeister, das Mittel der Wahl magische Praktiken: man schrieb Fluchtäfelchen, sagte Zaubersprüche auf oder braute magische Tränke (Kapitel VI). Erlösung und

damit ein gewisses Maß an Kontrolle verhiessen aber auch die Mysterienreligionen, deren Anhänger einen Initiationsritus durchlaufen mussten, um den Status von Eingeweihten zu erlangen (Kapitel X). Was hinter den Mauern von Heiligtümern wie dem Demeterempel von Eleusis vorging, blieb der Allgemeinheit verborgen. Die antike Religion hatte damit die Grenze zur Gemeinschaftsbildung überschritten, ein Weg, den das Christentum, zeitweise aus der Illegalität heraus, konsequent weiterbeschritt.

Ein arkaner Bereich, ein Mysterium, ist heute der Teil der Weltgeschichte, der einmal das «klassische Altertum» genannt wurde. Die Antike, ihre Geschichte und Kultur sind aus den Lehrplänen weitgehend verdrängt worden, und wer auf der Schule nicht eine der alten Sprachen lernt, hat kaum noch die Chance, mit der Welt von Griechen und Römern mehr als nur oberflächlich in Berührung zu kommen. Das ist schade, denn mit dem antiken Mittelmeerraum gerät nicht nur eine in vielerlei Hinsicht einzigartige Doppelzivilisation aus dem Blickfeld, die jahrhundertlang der Referenzpunkt schlechthin für Denken und Wahrnehmung der Gebildeten war, sondern auch der historisch und kulturell kleinste Nenner, auf den sich ein sonst in jeder Hinsicht vielfältiges Europa vermutlich bis heute noch verständigen kann.

Der Klassische Philologe Uvo Hölscher hat die Antike in einem berühmt gewordenen Wort als das «nächste Fremde» bezeichnet: Fremd, weil sich eben die Wirklichkeit, in der Griechen und Römer lebten, fundamental von unserer heutigen Welt unterscheidet, aber doch eben auch relativ nah, weil sie, anders als die Vergangenheit Indiens, Chinas, Persiens oder gar Altamerikas oder des subsaharischen Afrika mit unserer Gegenwart durch eine zweitausendjährige intensive Rezeptionsgeschichte verbunden und außerdem durch das Erlernen zweier uns nicht sehr ferner Sprachen recht leicht zu erschließen ist.

Dass erst aus dem Wissen um dieses nächste Fremde vieles von unserer eigenen Wirklichkeit verständlich wird, hat vor gut 50 Jahren der Althistoriker Christian Meier in einem «Was soll uns heute noch die Alte Geschichte?» betitelten Aufsatz herausgearbeitet. In der Antike begegneten wir uns selbst überall in einer «anderen Möglichkeit», will sagen: Über das Bekannte stolpern wir in Griechenland und Rom immer wieder in variierten, teilweise embryonalen, teilweise auch völlig verfremdet scheinenden Formen. Ohne die Möglichkeit, diesen fundamental anderen, aber eben mit unserer Wirklichkeit noch eng verflochtenen Standpunkt einnehmen und die Moderne gewissermaßen aus der Distanz betrachten zu können, hätten wir keine Möglichkeit wahrzunehmen, was das Besondere an unserer eigenen Epoche ist. Meier formuliert es so: Wer nur die Neuzeit kenne, der stehe «auf einem Bein in der Geschichte».

Meiers Frage nach dem Sinn der Antike in der heutigen Zeit stellt sich immer wieder. Damals war es der Geist von 1968, der nicht nur den Muff von

1000 Jahren auskehren, sondern auch mit vermeintlich überkommenen Bildungsidealen aufräumen wollte. Heute gibt es keinen klassischen Kanon mehr, der gegen ökonomistisches Nützlichkeitsdenken von rechts und gegen den das gesamte geschichtliche Erbe Europas unter Rassismusverdacht stellenden identitätspolitischen Furor von links zu verteidigen wäre. Ein Klassizismus, der die Antike auf Lehr- und Spielplänen verankern will, weil sie vorbildhaft für unsere Gegenwart wäre, ist heute auch kaum noch zu vermitteln. Aber Meiers Kernaussage, dass die Gegenwart nicht versteht, wer sie nicht vom anderen Ende des historischen Kontinuums her denken kann, hat nichts von ihrer Aktualität verloren. Die griechisch-römische Antike ist ein Laboratorium, wo mit dem historisch Möglichen auf sensationell kreative Weise herumexperimentiert worden ist.

Die folgenden Kapitel möchten einiges von dieser Experimentierfreude an moderne Leser weitergeben. Das Schlüsselloch soll den Blick freigeben auf die geheimnisvollen, untergründigen, verborgenen Seiten der Antike. Wie das in der Lochkamera gebündelte Licht eine Projektion auf die Mattscheibe wirft, so entsteht durch die Schlüssellochperspektive ein Abbild der Epoche, in dem das Nahe und das Fremde prägnante Konturen erhält. Und wie in Wahrheit nicht der Tempel von Eleusis eingemauert ist, sondern die Menschheit draußen durch die Beschränktheit ihres Wissens, so sind auch wir in den Mauern unserer Erfahrungen, Routinen und Denkmuster gefangen, wenn wir uns nicht trauen, einen Schritt aus unserer Welt herauszutun. Lassen Sie sich also einweihen in das Mysterium der römischen Antike!

I



Secretum Von verschlossenen Türen und geheimen Orten

Secretum ist das lateinische Wort für «Geheimnis». Das Substantiv ist das neutrale Partizip Perfekt passiv des Verbs *secernere*, was so viel bedeutet wie: «absondern», «ausscheiden», «trennen». Das deutsche Wort Sekret hat hier seine Wurzeln. Secretum ist etwas, das abgesondert, abgeteilt ist. Doch wovon? Es kann Abgeschiedenheit oder Einsamkeit bedeuten, dann bezieht es sich auf Orte, die entfernt von belebten Räumen liegen, oder es kann Heimlichkeit oder Geheimnis bedeuten, dann heißt *secretum*, dass etwas der Sichtbarkeit entzogen ist. Secretum war für die Römer all das, was sich im Geheimen, hinter Schloss und Riegel, in den Häusern oder Köpfen abspielte. Um *secreta* zu bewahren, musste oft erheblicher Aufwand getrieben werden: Man vertraute auf geheime Boten, Geheimschriften, zu Verschwiegenheit verpflichtete Freigelassene und Sklaven, deren Stillschweigen man vielleicht noch nachhalf, indem man ihnen die Zunge herausschnitt. *Secreta* waren aber auch Orte, die weit weg lagen vom Alltag der Menschen: verlorene Orte, *lost places*, an denen sich allenfalls die Geister der Toten ein Stelldichein gaben.

Es war kein Nachttopf da

Ein Buch, das sich mit dem Geheimen in der römischen Welt beschäftigt, muss zuerst dort ansetzen: bei der Frage, wo das Öffentliche aufhört und das anfängt, was ihr entzogen ist und oft auch vor ihr verborgen bleiben soll. Der Öffentlichkeit entzogen ist das Private, und auch unser Wort «privat» kommt aus dem Lateinischen. Das Adjektiv *privatus* ist fast bedeutungsgleich mit *secretus*. Es bedeutet ebenfalls «abgesondert», aber nicht allgemein, sondern

spezifisch, im Sinne von: abgeteilt von der Öffentlichkeit, zur Privatsphäre gehörend.

Die Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum ist weniger selbstverständlich, als man glauben möchte. Noch im alten Ägypten und Vorderasien war sie nahezu unbekannt gewesen. Verwandtschaft regelte, wer wo wohnte: Familien, Clans und Stämme hausten zusammen, ganze Stadtviertel waren Gemeinschaftseigentum von Großfamilien, deren Angehörige in den Häusern ein- und ausgingen. Rückzugsmöglichkeiten, gar eine Privatsphäre, die vor der weitläufigen Verwandtschaft verborgen geblieben wäre, gab es kaum. Die Schattenseite der solidarischen Familienbande war permanente soziale Kontrolle.

Im Umkehrschluss gab es auch keine Öffentlichkeit. Alles war sozusagen privat, die abstrakte Idee eines Gemeinwesens, gar eines Staates, war den altorientalischen Gesellschaften fremd. Selbst die großen Institutionen, deren Gebäude weithin sichtbar über der Stadt aufragten und von denen aus später ganze Reiche beherrscht wurden – Paläste und Tempel –, waren Privatsache: des Stadtherrn oder Königs und seines respektiven Familienanhangs oder eben eines Gottes.

Deshalb kam es einer Revolution gleich, als um 700 v. Chr. die Griechen begannen, Bereiche in ihren Städten zu schaffen, die allen gehörten. Straßen, Theater, Tempel, öffentliche Gebäude waren für die Gesamtheit da, für die Stadtgemeinde, die Polis, die nicht etwa das Eigentum eines Königs oder Gottes war, sondern sich als Summe ihrer Bürger verstand. Der Begriff des Bürgers, der eben nicht Untertan, sondern als Souverän Träger und Teilhaber der Gemeinschaft war, war ein radikal innovativer Gedanke. Das Bürgerrecht hatte vermutlich von allen politischen Neuerungen der klassischen Antike die durchschlagendste und nachhaltigste Wirkung. Unsere Demokratie wäre ohne dieses fundamentale Konzept überhaupt nicht zu denken.

Der Bürger braucht Platz, wo er sein Bürgerrecht ausüben kann. Dieser Platz war bei den Griechen die Agora, der Marktplatz. Dort verkauften nicht nur Bauern ihre Waren, gingen Stadtbewohner ihren Besorgungen nach, wurden Gerichtsverhandlungen abgehalten und Geschäfte abgeschlossen. Auf der Agora standen auch die Amtsgebäude der Magistrate, wurden Feste gefeiert, in denen die Polis im Jahresrhythmus ihre Identität zelebrierte. Vor allem fanden dort, jedenfalls in der Frühphase der Stadtentwicklung, die Volksversammlungen statt. Dort trafen sich die Bürger in ihrer Rolle als Souverän, um über Gesetze, Amtsträger, Krieg und Frieden – kurz: das Schicksal ihrer Gemeinschaft – zu entscheiden.

Weil die Polis und ihre Bürger ein und dasselbe waren, haftete jedweder Politik im antiken Griechenland ein entschieden totalitärer Zug an. Richter, Ratsmitglieder und viele Beamte wurden per Losverfahren bestimmt, Feste